

Leseprobe aus:

Cornelia Kempf

Die Rose von Damaskus



❁ PROLOG ❁

Der Widerhall schwerer Schritte, begleitet vom Klirren eines Kettenhemdes, füllte den Saal und durchbrach das leise Murmeln der Anwesenden.

Der Mann, der den Raum betrat, trug eine prachtvolle Rüstung. Wie seine Stiefel war sie vom Staub der Wüste bedeckt, so, als wäre er tagelang, auf dem Rücken eines Pferdes oder eines Kamels, durch die Einöde geritten. Er wollte anscheinend keine Zeit mit dem Wechseln der Kleidung verlieren, sondern beschloss, gleich nach seiner Ankunft diese Unterredung zu führen. Bedächtig legte er den Helm auf einen Tisch und sah sich um. Sein Blick glich dem eines Adlers, der die Beute erfaßt hatte, als er ihn auf einen Gefangenen richtete, der, von Soldaten umringt, am Fuß der Steinstufen kniete.

«Selbstlosigkeit! Mut! Ehre! Die Armen und Schwachen zu schützen! Für Gott und seinen Sohn Jesus Christus zu streiten und zu sterben!» Sultan Salah ad-Dins Stimme, mit beißendem Spott erfüllt, zerschnitt wie ein Schwerthieb die bleierne Stille. «Ihr Christen habt ähnlich hehre Ziele wie wir! Und eine hohe Meinung von euch selbst!»

Er schürzte verachtend die Lippen, hielt inne, verschränkte seine Hände auf dem Rücken und schritt bedächtig auf der Empore auf und ab.

«So beweise es mir, Christ! Beweise mir, wie viel Ehre und Selbstlosigkeit wirklich in einem von euch steckt!», fuhr er fort und blieb plötzlich stehen. Seine Blicke wanderten forschend durch den Saal. Er neigte den Kopf zur Seite und hob düster eine Augenbraue. Ein unheilvoller, grausamer Gedanke schien in ihm aufzukeimen.

«Ich werde prüfen, wie stark dein Glaube wirklich ist und wie mutig du bist!», sagte er schließlich. «Ich frage mich, was einem Christen ein Leben wert ist.»

Bei Salah ad-Dins letzten Worten hob der Kniende den Kopf und starrte voller Bitterkeit in das Gesicht des Herrschers. Im flackernden Licht der Fackel warf die Gestalt des Sultans bedrohliche Schatten auf die kalten Steinplatten, und der berechnende Ausdruck seiner Miene ließ den Gefangenen erschauern. Erst jetzt wurde ihm wirklich bewusst, welche verderbenbringende Macht der Sultan besaß. Erfüllt von Zorn und Wut, von beschämender Hilflosigkeit ballte er seine Hände zu Fäusten. Er hatte geglaubt, seine Lage könnte nicht noch schlimmer, noch bitterer werden. Doch jetzt sollte er erkennen, dass er sich getäuscht hatte.

Salah ad-Din trat an den Tisch heran, auf dem für ihn ein üppiges Mahl aufgetragen war, nahm einen Laib Brot in die Hand, roch kurz daran und wandte sich fragend an den Christen: «Wessen Leben, wessen Seelenheil ist dir wichtiger, dein eigenes oder das eines anderen?»

Ein elendes Gefühl erfasste den Gefangenen, und er glaubte, sein Herz müsse zerreißen.

Die Spitze von Salah ad-Dins Krummschwert fuhr klirrend über die Steinquader, als der Herrscher die Stufen herabschritt.

Der Christ wandte den Kopf zur Seite und blickte zu einem Jungen, der neben ihm kauerte, die schwarzen Augen voller Angst und Flehen, während die umstehenden Soldaten in ein abfälliges Gelächter ausbrachen. Mit einer herrischen Geste brachte Salah ad-Din sie wieder zum Schweigen. Doch es waren nicht ihr Hohn und nicht ihre verachtenden Blicke, die den Gefangenen schmerzten; es waren die schmachvollen Worte aus dem Mund des Sultans, die einen grenzenlosen Hass in ihm aufsteigen ließen. Sein Herz raste, als er wieder in das von

Erbarmungslosigkeit, Gleichgültigkeit und Härte gezeichnete Gesicht des Fürsten sah, und er fragte sich, warum ihn der Allmächtige nicht von diesem Elend erlöste. Warum ließ er nicht wenigstens diesen Kelch an ihm vorübergehen? Warum durfte er nicht endlich sterben? Hatte er noch nicht genug gebüßt?

Salah ad-Din musterte ihn ernst, während er an sein Bauchband griff und einen Dolch herauszog. Eine wertvolle Klinge aus hartem Damaszener Stahl blitzte auf, ein elfenbeiner Griff, mit kostbaren Edelsteinen verziert. Der Christ kannte solche Klingen, er hatte sie schon einmal zu spüren bekommen. Sie waren scharf. Schärfer als alle anderen Waffen. Schärfer als die Schwerter, die die Schmiede für ihn und seine Mitstreiter zu schleifen vermochten. Dieser Dolch würde ihm keinen allzu großen Schmerz zufügen.

Salah ad-Din nickte beiläufig, und einer seiner Diener eilte unterwürfig über die Stufen auf seinen Herrn zu. Ohne ihn anzublicken, übergab der Sultan ihm den Dolch – und das Brot. Gleich einer Reliquie oder einem anderen kostbaren Schatz nahm der Sarazene sie entgegen, verbeugte sich tief und stieg die Stufen hinab. Er trat auf den Gefangenen zu und blieb voller Verachtung vor ihm stehen. Mit einer geschickten Bewegung drehte er die Waffe in der Hand und streckte ihm den Griff des Dolches und das Brot entgegen.

«Es liegt in deiner Hand, wer von euch beiden den heutigen Tag überlebt und satt wird!», höhnte Salah ad-Din und deutete mit dem Kinn auf den Gefangenen und den Jungen. «Nun, wie entscheidet sich wohl ein Christenritter?»

Der Gefangene sah den Dolch und den Laib ungläubig an. Seine Machtlosigkeit raubte ihm den Atem, das Blut rauschte in seinen Ohren.

Mit schweißnassen Händen griff er nach dem Brot, und Salah ad-Dins Mundwinkel hoben sich triumphierend. Doch plötzlich hielt der Christ inne, er schien zu überlegen. Schließ-

lich zog er seine Hand langsam wieder zurück, und wie von einer unsichtbaren Kraft geführt, fasste er nach dem Dolch. Salah ad-Dins Lächeln schwand.

Bernhard von Markward zitterte, als seine Finger den Griff umschlossen. Der Dolch wog schwer, er fühlte sich glühend heiß an, so als könnte er seine Hand verbrennen.

Salah ad-Din strich sich, seine stechenden Blicke weiter auf ihn gerichtet, nachdenklich über den Bart und wartete neugierig auf seine Entscheidung.

«Welches Leben bedeutet dir mehr?» Die Stimme des Sultans klang noch fordernder, noch unbarmherziger.

Bernhard schluckte leer, biss die Zähne zusammen, und nach einem weiteren tiefen Atemzug drehte er die Klinge so, dass die Spitze gegen ihn selbst zeigte, während Salah ad-Din seine Miene verzog, als sei er enttäuscht. Das Herz des Christen flackerte wie ein Flammenmeer. Hastig, fiebrig hämmerte es wie Pferdehufe in einem wilden Galopp. Und schon bald würde es verstummen.

Er versuchte, nicht zu denken, versuchte, die Welt um ihn herum zu vergessen; eine Welt aus hässlichen Fratzen. Das Ende seines Elends, seines Leidens und der Schmerzen war nah, und gleich würde er vor seinen Schöpfer treten. Er setzte die Klinge an seine linke Brust, einen Fingerbreit unterhalb des Herzens, fühlte, wie die Spitze über seine Rippe glitt, unter der er zustoßen musste, um sein Ziel nicht zu verfehlen.

Die Stille war unheimlich. Nur eine Fackel knisterte, ein Schwert schabte gegen einen Schild oder gegen eine Rüstung. Die Zeit schien zu verharren wie eine Spinne, die in ihrem Netz auf Beute wartete.

Ein leises Röcheln an seiner Seite ließ ihn wieder zur Besinnung kommen, und er starrte den Jungen neben sich an, als hätte er ihn nie zuvor gesehen. In dessen Augen lag ein Flehen, und seine Lippen bebten.

«Gott sieht zu, und er weiß, wie es in deinem Herzen aussieht», flüsterte der Junge mit erstickter Stimme. «Deine Zeit ist noch nicht gekommen! Noch nicht! Aber die meine! Dir hat der Herr ein anderes *Kismet* auferlegt!» Er hustete trocken, bevor er weitersprach: «Der Allmächtige hat nicht so lange dein Leben geschützt, damit du es dir jetzt selbst nimmst! Dich erwartet ein anderes Schicksal!» Er stockte, richtete sich auf und kroch mit letzter Kraft näher. Überwältigt vom Schmerz, schloss der Christ die Augen. Die Worte des Jungen hatten ihn mehr getroffen als jeder Schwertstoß. Doch es gab nichts mehr, was er für ihn tun konnte. Trotzdem ließ ihn seine Stimme erschauern: Sie verriet Stärke und Bestimmtheit, die er nur bei kampferprobten Rittern zu finden gewohnt war.

«Du selbst hast mir einst gesagt, du wirst alles versuchen, um zu leben, solange auch nur ein Tropfen Blut in deinen Adern fließt! Und dies hier soll dich an den Schwur erinnern, den du geleistet hast!» Verzweifelt griff der Junge nach ihm, und seine mageren Finger fühlten sich eiskalt an, als er einen Gegenstand in seine Hand gleiten ließ.

Bernhard erkannte sofort, was es war: ein Erinnerungsstück, das er verloren geglaubt hatte. Mit der Faust umschloss er es, hielt es fest. Und plötzlich fühlte er, wie eine unerklärliche Kraft seinen Körper durchströmte. Mit grimmigen Blicken hob er den Kopf und funkelte Salah ad-Din voller Hass an, der stumm und mit ernster Miene wartete.

Unendlich lange starrten sich die beiden an – der Gläubige und der Ungläubige, der Sieger und der Besiegte. Und doch ebenbürtig. Dann drehte der Christ blitzschnell den Dolch in der Hand und beugte sich ebenso schnell zu dem Jungen hinüber.

Wie eine glühende Schwertklinge, die ich durch Schnee ziehe, dachte er, während er die Klinge über die Kehle des Jungen

gleiten ließ. Und er wandte seinen Blick auch dann nicht von Salah ad-Din ab, als ihm warmes Blut ins Gesicht spritzte.

Ein leises Röcheln war zu hören, als der Junge gegen seine Brust fiel: Zuerst der Kopf, danach der Körper, der sich anlehnte und nachher langsam zu Boden glitt. Noch ein letztes Zucken, und bald war alles Leben in ihm erstorben.

Bernhard atmete schwer; seine Kiefer mahlten, seine Kehle war trocken. Beschämt senkte er den Blick, richtete ihn auf seine geballte Faust, die er langsam öffnete. In seiner Hand ruhte ein kleines, silbernes Kreuz. Ein Rinnsal Blut rann darüber.

Die Miene des Sultans zeigte zuerst keine Regung, doch allmählich überzog sie Achtung und Anerkennung, und schließlich begann der Herrscher zu lachen.

Seine Heiterkeit erschien dem Christen wie ein einziger Triumph, und jetzt wusste er, dass er mit dieser Tat sein Schicksal besiegelt hatte. Ein Schicksal, das ihm niemals Frieden schenken würde, sondern sein Dasein für immer bestimmte. Sein Leben war verwirrt, und kein Gott würde ihn aus dieser Verdammnis befreien.

Bitter sah er wieder auf, und seine Hand umfasste den Griff des Dolches wieder fester. «Sultan, Eure Großmut ist selbst bei Euren Feinden bekannt!», rief er, griff zornig nach dem Brot und biss gierig hinein. Erst dann richtete er sich wieder auf, und drohend fügte er hinzu: «Aber dieses Blut hier, das Blut dieses Jungen, klebt nicht an meinen Händen allein! Es befleckt auch die Euren! Eure Hände und Eure Seele!» Mit einem wütenden Aufschrei holte er aus und schleuderte die blutige Klinge auf den Herrscher. Salah ad-Din rührte sich nicht. Der Dolch zischte an ihm vorbei und blieb wippend in der Lehne eines Stuhles stecken.

Metall klirrte bedrohlich auf, als die Soldaten ihre Schwerter aus den Scheiden rissen und auf den Gefangenen zustürmten.

«Zurück!», schrie Salah ad-Din, und seine Stimme ließ sie innehalten. «Er soll leben! Er hat mehr Mut bewiesen, als ich von einem Christen erwartet habe!» Langsam schritt er über die letzte Stufe und beugte sich unheildrohend vor. «Er soll leben, denn ich habe andere Pläne mit ihm!»

«Hätte ich gewollt, hätte die Klinge ihr Ziel nicht verfehlt», flüsterte Bernhard Salah ad-Din zu, «und ich schwöre dir, ich ...» Ein dumpfer Schlag auf seinem Hinterkopf brachte ihn zum Schweigen. Das Brot entglitt seiner Hand, das Gesicht des Herrschers verzog sich vor seinen Augen zu einer Fratze, und er spürte, wie er die Besinnung verlor und in eine undurchdringliche Dunkelheit sank.

Eine Dunkelheit, die er schon in den Kerkern von Akkon kennengelernt hatte. Doch diesmal sollte sie noch schmerzlicher werden: Es sollte die ewige Dunkelheit eines Fremden in einem fremden Land sein.